

Friedrich Schneider/Charlotte Fehmer

Predigt über Lukas 10, 25-37

Festgottesdienst: 40 Jahre „Dienste in Israel“

Liebe Festgemeinde,

auch von uns: Herzliche Glück- und Segenswünsche zum Vierzigsten!¹

Wir haben an diesem Wochenende schon viel zurückgeblickt – und auch schon Perspektiven für die Zukunft entwickelt. Heute in der Predigt soll es vor allem darum gehen, vor Gott zu fragen: Was ist unser Auftrag – für uns und für „Dienste in Israel“?

Aber vorher zu unserem Bezug zu „Dienste in Israel“ und diesem Land: Ich vertrete im Beirat den Bund Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden – und ich mache das sehr gern!

Meine Beziehung zu Israel ist auch schon fast 40 Jahre alt. Ich war für kurze Zeit auch eine Art Volontär – nicht im Rahmen von „Dienste in Israel“, sondern mit einer Gruppe von Studierenden unseres Theologischen Seminars: Erst einige Wochen Einsatz im Kibbuz, dann Rundreise durchs Land. Und der krönende Abschluss: Meine Frau und ich – wir haben uns in Jerusalem verlobt.

Und, Tochter, wie wurdest Du angesteckt vom Israel-Virus?

Zwei Mal war ich dort im Urlaub. Ich habe vieles im Land erlebt und gesehen, bis ich dann 2010/2011 neun Monate mein Volontariat mit „Dienste in Israel“ in Petach Tikwa im Geriatrischen Zentrum gemacht habe.

40 Jahre – Runde Geburtstage regen zum Rückblick an: Was ist alles geschehen in den vergangenen Jahrzehnten? Wofür bin ich dankbar?

Aber auch zum Blick voraus: Wie soll es weitergehen?

Über die vergangenen 40 Jahre von „Dienste in Israel“ haben wir gestern schon viel gehört. Auch schon ein wenig über die Zukunftsperspektiven. Heute fragen wir noch einmal bewusst vor Gott: Was ist unser Auftrag – ganz grundlegend für uns persönlich, aber auch für „Dienste in Israel“?

Das Motto dieses Jubiläums formuliert es so: „Einander begegnen – gemeinsam Zukunft bauen“ – aber wie kann das gelingen? Jesus wird einmal von einem klugen Mann so etwas Ähnliches gefragt, allerdings etwas grundsätzlicher formu-

¹ Die Predigt wurde gemeinsam von Pastor Friedrich Schneider und stud. theol. Charlotte Fehmer, geb. Schneider, am 14. Juni 2015 im Rahmen der Jubiläumsfeierlichkeiten „40 Jahre Dienste in Israel“ in der Evangelisch-Freikirchlichen Gemeinde Hannover-Süd gehalten. Die kursiv gedruckten Abschnitte wurden von Friedrich Schneider gesprochen, die anderen von Charlotte Fehmer.

liert: „Was soll ich Gutes tun, damit ich das ewige Leben habe?“ Was ist richtig und wichtig für den Lebensweg und was kann vor Gott bestehen?

Jesus antwortet, indem er dem Fragenden eine Gegenfrage stellt. So unterrichten Rabbis ihre Schüler, indem sie ihnen helfen, durch die richtigen Fragen selbst auf die Antworten zu kommen. Das ist heute im Theologiestudium bei mir nicht anders: Wer die richtige, treffende Fragestellung formulieren kann, der ist der Antwort schon einen Riesenschritt näher.

Die Rückfrage Jesu ist allerdings fast eine Beleidigung, denn der Mann, den Jesus hier trifft, war selbst Theologe und unterrichtete Studierende. Jesus fragt ihn: „Was steht im Gesetz? Was liest du dort?“ (Lk 10, 26) Der Dozent spielt mit: Er antwortet, wie man es von einem braven Schüler erwarten kann (Lk 10, 27): „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben von ganzem Herzen, mit aller deiner Kraft und mit deinem ganzen Verstand!“ Das ist Teil des Urbekenntnisses Israels, des berühmten „Sch'ma Jisrael“ (Dtn 6, 5). Und das andere Gebot kommt dazu: „Du sollst deine Mitmenschen lieben wie dich selbst!“ (Lev 19, 18)

Wir fragen oft für uns persönlich und für unsere Arbeit nach einem ganz speziellen Auftrag. Jesus aber macht klar: Halte dich an das, was für alle gilt. Lebe, was du glaubst. Mehrfach macht Jesus klar, dass diese beiden Gebote eigentlich alles zusammenfassen: Liebe Gott und deinen Nächsten wie dich selbst. Beide Gebote kannte in Israel wirklich jedes Kind. Aber es ist manchmal so: Die entscheidenden Dinge sind ganz einfach – jedenfalls einfach zu verstehen – nicht unbedingt immer einfach zu leben. Simple, but not easy. Gott lieben von ganzem Herzen – entschieden mit aller Willenskraft, von ganzer Seele – mit Hingabe und allem, was ich bin, und mit allem Verstand – in meinen Wertevorstellungen und meinem Denken, und deinen Mitmenschen wie dich selbst. Also: Ist doch alles klar, „Dienste in Israel“, worauf es ankommt, oder? Noch Fragen?

Simple, but not easy. Einfach zu verstehen, gar nicht so leicht zu leben ... Gott lieben – und neben Gott auch alle anderen lieben? Mich selbst – das ist manchmal schon schwierig genug. Und meinen Nächsten? Mein Mann, meine Familie, meine Freunde, die sind mir doch am nächsten, oder?! Und die liebe ich. Das ist grundsätzlich völlig klar. Auch wenn ich es nicht immer schaffe, es eindeutig zu zeigen bzw. mich immer so zu verhalten, dass sie es auch merken. Mir begegnet das immer wieder: Eigentlich weiß ich, wissen wir, was richtig und wichtig ist – für uns selbst und auch für andere. Aber es konkret werden zu lassen, es wirklich zu leben von ganzem Herzen, mit aller Kraft und dem ganzen Verstand, das ist oft so kompliziert. Wir kennen das Richtige und tun nichts – oder sogar das Falsche. Und ich finde es auch so schwierig, ich kann ja nicht alle Menschen gleich lieben. Mal ehrlich: Wer ist denn dieser Nächste? Die Menschen, die ich am liebsten um mich herum habe?! Oder weiter gefasst? Der Mitmensch, der so ist wie ich?

In Lukas 10 wird berichtet, dass der Schriftgelehrte Jesus genau das auch fragt: Was heißt denn das konkret? „Wer ist denn mein Nächster?“ (Lk 10, 29) Jesus er-

zählt die bekannte Geschichte von dem Mann, der auf dem Weg von Jerusalem nach Jericho überfallen wird (Lk 10, 25-37).

Viele Touristen laufen auch heute gern einen Teil dieses Weges, der durch ein ziemlich enges, tief eingeschnittenes Tal in der Wüste führt. Wer war schon mal da? Ich bin als Student vor fast 40 Jahren dort gelaufen – lieber oben in der alten römischen Wasserleitung als unten im Tal, denn das ist echt unheimlich. Wenn du da überfallen wirst, hört und sieht dich keiner. Zur Zeit Jesu war es natürlich noch einsamer dort. Und der Weg war bekannt als äußerst gefährlich. Aber es gab keinen anderen. Jesus erzählt, dass zufällig ein Priester und auch ein Levit vorbeikommen. Was für ein Glück für das arme Opfer, sollte man denken. Schließlich sind das zwei Gottesmänner, die wahrscheinlich gerade auf dem Rückweg vom Gottesdienst nach Hause sind. Erfüllt vom Lobpreis, vielleicht summen sie noch die letzten Zeilen ... Aber – eine Irritation in der Geschichte – beide machen einen Bogen um den armen Mann, der vermutlich bewusstlos dort am Wegesrand liegt. Das hätte man nicht erwartet.

Ich lebe in Berlin und kenne diese Situationen. Sehe Menschen, die am Boden liegen. Meist betrunken, teils verletzt, vielleicht hilflos. Da geht einem viel durch den Kopf: Was tun? Was ist richtig? Ich glaube, die Motive sind heute die gleichen wie zu der Zeit, als Jesus lebte und das Gleichnis erzählte: Ich habe keine Zeit, bin selbst müde, will nach Hause. Ich traue mich nicht, ganz allein? Was ist, wenn dann mir was passiert? Außerdem bin ich jedes Mal unsicher, wenn ich sie anspreche, oder auch die Polizei oder einen Krankenwagen rufe und der Mensch das vielleicht gar nicht will, und dann bin ich auch noch schuld. Und: Ich kenne den Menschen nicht. Was geht der mich an? Es sind ja doch viel zu viele, denen man eigentlich helfen müsste ... Ich versuche es, aber es überfordert mich.

Jedenfalls sollten wir nicht so tun, als wenn wir ganz sicher zu den Guten gehören und selbstverständlich helfen würden. Möglicherweise haben Priester und Levit auch berechtigte Angst gehabt, dass sie selbst Opfer eines Überfalls werden könnten. Denn sie mussten damit rechnen, dass die Räuber plötzlich hinter einem Felsen hervorkommen und ihnen das gleiche passieren würde wie dem armen Opfer. Außerdem hätten sie sich als Kult-Diener unrein gemacht, wenn sie einen Toten angefasst hätten. Es gibt immer Gründe, wegzuschauen, nichts zu tun. Erst mal an sich selbst zu denken. Teils sehr verständliche Gründe ...

Viele in unserem Land haben weggeschaut, als Juden aus der Nachbarwohnung abgeholt und durch die Straßen getrieben wurden. Haben gedacht, dass sie ja doch nicht helfen können. Und sich auch nicht selbst in Gefahr bringen dürfen. Ich befürchte, ich weiß nicht, was ich gedacht hätte. Vielleicht auch so?

Ich vermutlich auch, obwohl ich als junger Mensch kein Verständnis für meine Eltern hatte.

Aber man hat ja damals immer wieder gehört: Die Juden – das sind gar keine vollwertigen Menschen. Die haben alles selbst verschuldet. Es ist immer das glei-

che Schema – egal ob bei Juden immer wieder in der Geschichte, bei Armeniern vor 100 Jahren, oder heutzutage bei Roma, oder auch bei Äthiopiern und Palästinensern in Israel oder auch bei Flüchtlingen in unserem Land: Die sind nicht wie du und ich. Die sind anders. Die zählen nicht zu uns.

Doch Jesus weist uns darauf hin, dass gerade der Fremde unser Nächster ist. Gerade der Andere. Er ist eben doch wie du und ich. Jesus selbst begegnet anderen nicht als Menschen, die in Schubladen stecken: Ausländer, Aussätzige, Zöllner, Prostituierte. Jesus schafft es, diese negativen Stempel nicht gelten zu lassen. Bei ihm gilt nur die eine, vom Schöpfer eingeprägte Auszeichnung: Mensch. Der Mensch als Ebenbild Gottes und als Mitmensch – mit einem ureigenen Wert, unabhängig von Geschlecht, Rasse, Herkunft.

Am Beginn der Geschichte von „Dienste in Israel“ waren es besonders die Schoa-Überlebenden, die im Mittelpunkt standen. Sie sollten erfahren, dass junge Deutsche aus einer neuen Generation sie als gleichwertige Mitmenschen wahrnehmen. Über die Grenzen der furchtbaren Geschichte, der tiefen Missachtung und der Scham hinweg – Brücken bauen. Nicht nur als Geste der Menschenfreundlichkeit, sondern auch mit der Botschaft: Euch wurde in unserem Land die Menschenwürde abgesprochen; ihr wurdet zu „Untermenschen“ degradiert, beleidigt, ausgeraubt, getötet. Diejenigen, die das überlebt haben, sollen erfahren: Wir können das nicht wiedergutmachen. Wir können nur unsere Achtung vor euch zeigen und euch mit unserem kleinen Dienst würdigen.

Jesus erzählt weiter (Lk 10, 33-35): „Schließlich kam ein Reisender aus Samarien dort vorbei. Als er den Mann sah, hatte er Mitleid mit ihm. Er ging zu ihm hin, goss Öl und Wein auf seine Wunden und verband sie. Dann setzte er ihn auf sein eigenes Reittier, brachte ihn in ein Gasthaus und versorgte ihn mit allem Nötigen. Am nächsten Morgen nahm er zwei Denare aus seinem Beutel und gab sie dem Wirt. ‚Sorge für ihn!‘, sagte er. ‚Und sollte das Geld nicht ausreichen, werde ich dir den Rest bezahlen, wenn ich auf der Rückreise hier vorbeikomme.“

Das ist das Überraschende an der Erzählung: Der, von dem man eigentlich gar nichts erwartet, der das Falsche glaubt, der eigentlich nur geduldet ist, deutlich als Mensch 2. Klasse, ausgerechnet der Unwürdige wird zum Vorbild, wird von Jesus gewürdigt, weil er richtig handelt. Weil er menschlich handelt.

Eine Reihe von Verben beschreibt präzise seine ruhigen und wirkungsvollen Gesten: Er geht zu ihm – kommt ihm nahe. Er sieht ihn und lässt sich anrühren. Der Anblick des Verletzten trifft ihn tief. Er gießt Öl zur Heilung und Wein zur Desinfektion auf seine Wunden. Er verbindet sie. Er setzt ihn auf sein eigenes Reittier – vermutlich einen Esel. Das bedeutet aber auch, dass er selbst die steinige Strecke zu Fuß laufen muss.

Man könnte mit dieser Reihe von Verben auch die Tätigkeit von Volos beschreiben. Hingehen – Menschen sehr nahekommen. Ansehen. Sich anrühren lassen.

Verbinden. Schmutz abwischen. Transportieren. Vermutlich war dieser einsame Wanderer auf dem Wüstenweg so etwas wie ein erster Volontär ...

Wie dem auch sei. Dieser Mensch handelt einfach, um sein Mitleid auszudrücken. Die ersten beiden hatten den leeren Blick und die Haltung der Unterlassung. Der Samariter hingegen hat den aufmerksamen Blick des Erbarmens und tut das Naheliegende. Irgendwie ganz selbstverständlich. Menschlich.

Das ist überraschend: Das Menschliche, das Gute wird von dem ausgeführt, mit dem man eigentlich nur alles Schlechte verbindet. Das war bei „Dienste in Israel“ ähnlich, nicht nur zu Beginn der Arbeit. Es gab in Israel viele Schoa-Überlebende, die wollten niemanden deutsch sprechen hören. Als vor 50 Jahren erste diplomatische Beziehungen zwischen Deutschland und Israel vereinbart wurden, war das sehr kompliziert und umstritten – auch besonders in Israel.

Auch als nur 10 Jahre später „Dienste in Israel“ die Arbeit aufnahm, war das nicht immer einfach. Aber es gab auch viele, die positiv überrascht waren: Ausgerechnet ihr Deutschen kommt, um uns zu dienen ...

Bis heute haben wir Volontäre immer wieder zu dieser Überraschung beitragen können. Und das war auch für uns schön. Und auch das andere kann man übertragen: Das „Volo“-Leben ist durchaus mit einem gewissen Verzicht auf Komfort verbunden. Der arme Samariter hat sich ja nicht nur die Hände schmutzig gemacht, um den Überfallenen zu versorgen und zu pflegen, er musste zu Fuß laufen, hat sogar noch Geld bezahlt und ist auf dem Rückweg sogar wieder vorbeigekommen.

Ja, das lieben viele Volos – noch mal wieder vorbeikommen, schnell noch mal wieder nach Israel fliegen und die alte WG besuchen ...

Davon mal abgesehen. Was ich meine, ist: Es ist nicht immer bequem zu dienen. Manchmal kommt man sogar an seine Grenzen. Aber das Merkwürdige ist: Wenn ich mich überwinde und auch wenn ich etwas opfere an Zeit, Kraft – sogar Geld –, werde ich nicht ärmer, sondern reicher.

Es war auch nicht einfach, sich nach dem Einsatz von den Menschen zu verabschieden. Irgendwie wird man sehr vertraut mit ihnen, man kommt ihnen ja durch die Pflege auch sehr nahe.

Dem Samariter war es auch wichtig, nicht nur Erste Hilfe zu leisten. Er wollte nachhaltig für den armen Menschen sorgen. Er zahlt schon im Voraus für dessen Unterkunft bei dem Wirt und beschäftigt sich mit ihm solange, wie es nötig ist.

Verlässlich sein, sich auch in schweren und gefährlichen Zeiten nicht zurückziehen – auch das hat die Arbeit von „Dienste in Israel“ in den letzten 40 Jahren ausgemacht. Und das soll auch in Zukunft so bleiben. Keine unnötige Gefährdung der jungen Menschen, aber verlässlich da sein. Das ist wichtig und sorgt für bleibendes Vertrauen.

Unser Gleichnis endet mit einer – modern gesprochen – Lernzielkontrolle (Lk 10, 36f.):

„Was meinst du?“, fragte Jesus den Gesetzeslehrer. „Wer von den dreien hat an dem, der den Wegelagerern in die Hände fiel, als Mitmensch gehandelt?“ Er antwortete: „Der, der Erbarmen mit ihm hatte und ihm geholfen hat.“

Alles klar. Der Mitmensch ist der, der Mitleid hat und helfend handelt. Unbequem ist aber auch der letzte Satz in dem Abschnitt: Da sagte Jesus zu ihm: „Dann geh und mach es ebenso!“ (Lk 10, 37) Das heißt ja nicht nur: Wir, die wir als Volos in Israel waren oder auch als Freiwillige in anderen Ländern, wir sind schon mal aus dem Schneider. Wir sind ja hingegangen und haben geholfen. Ein Jahr lang – und fertig!?

Das heißt es natürlich nicht. Und dennoch muss das an einem Tag wie heute schon mal gewürdigt werden: Hagoshrim – die Brückenbauer. Die Volontäre bauen diese Brücken. Und das ist auch sehr gut so. Brücken bauen: Es geschieht dort, wo ein junger Deutscher einem jungen Israeli ermöglicht, im Garten die Vögel zwitschern zu hören, auch wenn er auf ein kompliziertes Beatmungsgerät angewiesen ist.

Ja, und auch dort, wo eine junge Deutsche versucht, ein paar Brocken Hebräisch zu lernen, um einer alten Dame zu helfen, morgens fröhlich aus dem Bett zu kommen.

Und es geschieht dort, wo Volontäre Menschen begleiten auf der letzten Wegstrecke ihres Lebens und einfach für sie da sind.

Und dort, wo Volontäre mit unendlicher Geduld gemeinsam mit autistischen jungen Männern versuchen, den Alltag zu gestalten. Das geschieht in Israel. Und in Deutschland. Und in allen Ländern dieser Welt, wo Menschen sich für andere Menschen einsetzen: sich auf Augenhöhe begegnen, Vorurteile abbauen und Grenzen überwinden. Es geschieht da, wo wir Gott als Schöpfer anerkennen und jeden Menschen als sein Geschöpf, dem Gott selbst seinen ureigenen Wert und seine unverlierbare Würde zugesprochen hat. Es geschieht da, wo wir erkennen, dass wir der gesamten Menschheit wie einem großen Team vertrauen können.

Einander begegnen – gemeinsam Zukunft bauen. Daran konkret mitzuwirken, und dabei Erfahrungen zu machen, die man sein Leben lang nicht wieder vergisst, das bleibt die Chance und die Möglichkeit von „Dienste in Israel“ – gerade für junge Leute, die ihr Leben noch vor sich haben.

Aber die eigentliche Herausforderung spielt sich an den anderen Tagen in unserem Leben ab, an denen wir mit ganz normalen Dingen beschäftigt sind: Was ist zu tun? Wer ist mein Nächster? Wer begegnet mir als derjenige, der meine Zuwendung braucht, der von mir schlicht nur erwarten kann, dass ich ganz einfach das Naheliegende tue? Wir lassen uns jeden Tag auf Begegnungen ein – mit vertrauten Menschen und mit Fremden. Gottes Geist soll und wird uns leiten, dass wir einander zum Nächsten werden, zum Mitmenschen. Den anderen erkennen als einen, der ist wie ich. Und

einfach das Naheliegende tun – vielleicht sogar so nachhaltig, dass wir gemeinsam Zukunft bauen.

Wer einmal Brückenbauer war, der soll es sein Leben lang bleiben.

Das ist unsere Berufung, dazu sind wir auf der Welt, dass wir anderen Menschen Mitmensch werden, die Hand reichen und das Naheliegende tun.

Der Herr segne Euch dabei und er segne die Arbeit von „Dienste in Israel“. Amen.

Pastor Friedrich Schneider (BEFG), Referent für Theologie, Gemeinde und Gesellschaft, Nettelbeckstraße 5, 26131 Oldenburg i. O.;
E-Mail: FSchneider@baptisten.de

Charlotte Fehmer (BEFG), Studentin an der Theologischen Hochschule Elstal, Jagowstraße 18, 13585 Berlin; E-Mail: charlotte.fehmer@stud.th-elstal.de